

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 82 (2002)
Heft: 6

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wolf Scheller,
Jahrgang 1944, ist seit
1968 beim Westdeut-
schen Rundfunk in Köln
tätig.

«MEIN LANGER WEG WAR NOCH LANGE NICHT BEENDET»

Alfred Döblin und seine Werkausgabe in progress

Nachdem im Düsseldorfer Walter Verlag der «Wallenstein»-Roman erschienen ist, plant der Verlag auch die Fortsetzung der Brief-Ausgabe und die Edition von Döblins Novellen. Das sagt sich so leicht dahin. Doch steckt hinter dem Projekt mehr als nur verlegerischer Wagemut. Seit Beginn der Neunzigerjahre treiben die Herausgeber, der emeritierte Lausanner Germanistik-Professor Werner Stauffacher und der Kanadier Anthony W. Riley, die Planung für die Edition der Werkausgabe voran. Die Kleinen Schriften II und III sind mittlerweile erschienen, Döblins grosser Revolutionsroman «November 1918» ebenso wie die «Schriften zu jüdischen Fragen» in der Herausgeberschaft von Hans O. Horch in Verbindung mit Till Schicketanz. Zwischenzeitlich gab es da eine längere Unterbrechung, da Döblins Erben den Nachlass vorübergehend dem Marburger Literaturarchiv entzogen hatten. Doch seit Ende des alten Jahrhunderts hat alles wieder seine Ordnung, die Döblin-Forschung geht weiter. Und für die Werkausgabe darf man auf ein glückliches Ende hoffen.

Es fällt immer wieder auf, wie sperrig sich das Gesamtwerk Alfred Döblins gegenüber der Nachwelt verhält. Günter Grass hat sich wiederholt für seinen «Lehrer» Döblin eingesetzt und einen nach ihm benannten Preis für Nachwuchsautoren gestiftet. Und als unlängst aus Anlass des 20. Todestages von Rainer Werner Fassbinder das filmische Werk des Regisseurs gewürdigt wurde, erinnerten sich wohl einige auch an den Millionenerfolg seiner «Berlin Alexanderplatz»-Adaption. In der Tat wusste Döblin selbst bestens Bescheid über die Schwierigkeiten, jenseits von Franz Biberkopf ein Massenpublikum zu erreichen. «Und wenn man meinen Namen nannte», schrieb er 1955, zwei Jahre vor seinem Tod, «fügte man Berlin Alexanderplatz hinzu. Aber mein Weg war noch lange nicht beendet.»

Es war dies ein schwerer und mühevoller Gang. Denn Döblin hatte, wie Hans Mayer bei Gelegenheit bemerkt hat, «nie- mals viel Glück mit seinen Editoren, woran

er, wie an allem anderen literarischen Missgeschick, auch selbst mitschuldig war». In seiner Selbstbiographie – «Doktor Döblin» (Friedenauer Presse, Berlin) kann man auf wenigen Seiten nachlesen, wie angst- und ahnungslos Döblin diesen Weg begonnen hat. Der «Doktor Döblin», niedergelassener Internist und Nervenarzt in Berlin-Kreuzberg, wuchs in einer Welt auf, aus der er sich schon als Kind durch den schnöden Weggang des Vaters verwaist und ausgestossen empfunden hatte. Noch der Vierzigjährige fragt nach der Vaterfigur, zu der er emporblicken möchte, nach einem Gott, der ihn aufnimmt. Doch dann geht Döblin, der Schriftsteller, nach Hause, zur Praxis zurück, klingelt – und es öffnet der Arzt gleichen Namens: «Es soll nicht geredet werden von mir, sondern von Doktor Döblin.»

Doch für Döblin, der schon vor 1917 seinen mit dem Fontane-Preis ausgezeich- neten Roman «Die drei Sprünge des Wang-lun» und das Manuskript zum



«Wallenstein» vorweisen konnte, blieb die literarische Arbeit ein Schmerz, der nicht nachlassen wollte. Die Demütigungen des Jahres 1933, als man den Juden Döblin zuerst aus der Dichter-Akademie, dann auch aus Deutschland verjagte, blieb von diesem Schmerz gezeichnet. «Pardon wurde ihm nicht gegeben», heißt es bei ihm. «Das persönliche Ich ist nicht zu halten», schrieb er. «Am persönlichen Ich haftet in jeder Hinsicht der Tod. Das Leben und die Wahrheit ist nur bei der Anonymität.» Für Döblin, den Menschen, hatte Freud nichts Wunderbares gebracht. Er, der Doktor für «Nerven- und Gemütsleiden» aus dem Berliner Osten, versagt sich Zeit seines Lebens den Brevieren der Psychoanalyse. Das hinderte ihn nicht, den Wiener Arzt zu dessen Siebzigsten mit einer grossen Rede zu ehren. Seine innere Distanz zur Erkenntnistheorie der Psychoanalyse hatte Gründe, die nur mit ihm selbst zu tun hatten. Fürchtete er am Ende, mehr von sich und seinem Inneren preisgeben zu müssen als er es mit seinen literarischen Arbeiten

Ernst Ludwig Kirchner:
Porträt Alfred Döblin.
Vermutlich 1912.

Döblin,
der Sohn eines
Schneidermeis-
ters aus Stettin,
hatte den
Brotberuf des
Arztes aus
Überzeugung
gewählt.

ohnehin schon getan hatte? Und unterschied sich sein Verhältnis zur Psychoanalyse nicht geradezu extrem von dem seiner Kollegen in jenen Jahren, die sich in ihrer schriftstellerischen Arbeit von Freuds Erkenntnissen anregen liessen? Oder war es nur die Abneigung des Mediziners gegen die neue, unbekannte Fachrichtung? Kein Zweifel: Döblin, der Sohn eines Schneidermeisters aus Stettin, hatte den Brotberuf des Arztes aus Überzeugung gewählt, aus seiner inneren Affinität zum Irrationalen, die ihm ein rationales, gesellschaftlich sanktioniertes Korrektiv abverlangte. «Mir ist als Arzt der Dichter meines Namens nur sehr von weitem bekannt. Wenn ich ehrlich sein soll, ist er mir eigentlich gar nicht bekannt ...» Andererseits: «... tat viel Dienst auf Rettungswachen, Tag und Nacht, fuhr monatelang morgens in ein Privatkrankenhaus, vertrat hier und da. Auf den Treppen, in den leeren Wartestunden schrieb ich, konnte schreiben, wo ich ging und stand.»

Flucht in die Schweiz

Schreiben als Selbsttherapie, als seelischer Ausgleichssport. Es war eigenes Erleben, das er als Material verarbeitete – etwa in dem vierbändigen Erzählwerk «November 1918». Döblin, Jahrgang 1878, schöpfte dieses «Material» aus den Erfahrungen eines Arztes für die kleinen Leute am Berliner Alexanderplatz: aus den Erfahrungen der Revolution von 1918, ihren folgenden Gegenrevolten, vom Kapp-Putsch des Jahres 1920 bis zu Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle im November 1923. Die Republik von Weimar – sie erschien ihm schon frühzeitig als eine Art Totgeburt. «Die Republik war von einem weisen Mann aus dem Ausland ins Heilige Römische Reich gebracht worden; was man mit ihr machen sollte, hatte er nicht gesagt: es war eine Republik ohne Gebrauchsanweisung.» Das waren prophetische Worte. Am 2. April 1933 schreibt Döblin an seinen Freund Ferdinand Lion: «Es ist da jetzt so eine Sache im Lande. Am 10. Mai ist Autodafé, ich glaube, der Jude meines Namens ist auch dabei, erfreulicherweise nur papieren. So ehrt man uns ...»

Er ist auf der Flucht, sein Weg war noch nicht beendet. Zunächst in die Schweiz, dann nach Paris, quer durch Frankreich über Spanien und Portugal nach den USA.

Das Exil kann seine literarische Produktion aber nicht unterbrechen. «Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende» fällt in diese Zeit. Später folgt sein historischer «Amazonas»-Roman über die Kolonialisierung Südamerikas. «Ich brauch meine Phantasie nicht anzustrengen, um mir ein Land zu denken, in dem ich am liebsten leben möchte (...) Es müsste ein Land sein, das klein genug ist, um frei zu sein. Es könnte nicht Deutschland sein, auch nicht ein krisenfreies Amerika, auch nicht Russland – es müsste ein Land sein, in dem man sich von keiner ‹Entwicklung›, von keinem ‹Fortschritt› mehr etwas verspricht und auch nichts zu versprechen braucht wegen seiner leidlich ausbalancierten Verhältnisse, sondern wo das Dasein gilt.»

In Amerika war Döblin zum Katholizismus konvertiert, was manche Kenner seines Werkes nicht erstaunen konnte. In Deutschland, in der kleinen Adenauer-Republik, mochte er sich nicht mehr zurechtfinden. «Wir hatten in Deutschland nie eine solche politische Situation, rein nationalistisch und unfrei, reaktionär wie jetzt. Die Sozis sind nie und nimmer eine linke Partei. Das alte Bürgertum ist hin. Die Literaten sind Opportunisten, geistig sehr belanglos ...» In den «Schriften zu Leben und Werk» kann man dann weiterlesen: «Es ist geblieben, wie es war. Ich finde hier keine Luft zum Atmen. Es ist nicht Exil, aber etwas, was daran erinnert. Nicht nur ich, sondern meine Bücher haben es auch erfahren: im Beginn mit einem wahren Freudenbeschrei begrüßt, bleiben sie zuletzt verhungert liegen.» In einem Brief an Robert Neumann heisst es: «... jetzt sind sie bei nahe ganz offen geworden (...) sie reden und schreiben nur von der Einigung Deutschlands, und man müsste ein Narr sein, um nicht zu wissen, was das bedeutet, nämlich der Keim und Beginn zu dem alten, der erste Takt des früheren Liedes, das früher oder später zum Horst Wessel Lied wird.» Auch dieser zutiefst pessimistischen Einschätzung wird man im Nachhinein ihren aktuellen Bezug nicht absprechen können. Den Akkord zu dieser Primärerfahrung des zurückgekehrten Emigranten zitierte die «Badische Zeitung» bereits am 22.2.1946:

Der schwerkranke
Dichter hatte
sich in den
letzten Lebens-
jahren immer
wieder in die
Vorstellungswelt
der Vieldimen-
sionalität
geflüchtet.

Werner Stauffacher,
Anthony W. Riley, Alfred
Döblin. Werkausgabe,
Walter Verlag, Düssel-
dorf 2002. € 88.-.

«Und als ich wiederkam, da – kam ich nicht wieder (...) Warum kann man nicht nach Hause zurück? Du bist nicht mehr der, der wegging, und du findest das Haus nicht mehr, das du verliesest!»

Die letzten Dinge

Döblins letzte Themen heissen «Krankheit, Alter, Tod». Als er am 26. Juni 1957 im Landeskrankenhaus von Emmendingen stirbt, lautet die Diagnose auf Schüttellähmung. Dies war auch die Krankheit seiner Mutter. «Ich halte den Tod, wenn er nicht zu früh kommt, für ein sehr natürliches, uns angepasstes Ereignis. Im Laufe einiger Jahrzehnte haben wir reiflich Zeit, uns mit den Mängeln und Ecken unserer Persönlichkeit zu befassen. Man kennt sich allmählich gründlich und möchte umziehen.» Das neue Jerusalem – die neue Gesellschaft. Döblins mystische Hingabe ans grosse Anonyme, an die Elementarkräfte der Natur. Der schwerkranke Dichter hatte sich in den letzten Lebensjahren immer wieder in die Vorstellungswelt der Vieldimensionalität geflüchtet. Es gelingt ihm, mit Kraft, mit Ausdauer der naheliegenden Versuchung zu widerstehen, sich dem eigenen Elend gänzlich auszuliefern. In dem Masse, wie seine Hilflosigkeit wächst, wird aber auch deutlich, dass sich Döblin nicht eintrüben lässt. Die Erlösungsgebärde als Rettungsanker, Döblin am Ende mit Heilserwartungen ausgestattet, die seine Umgebung in Erstaunen versetzte. Es war die Wandlung, die letzte, die der Schriftsteller vollzog – wie Wolfgang Koeppen schrieb: «... ein neuer Auftritt im Grossen Welttheater seines Ichs. Das Stichwort war lange schon gefallen: Laufe, lauf, mein Ich, halte dich grad und stramm, sie hatten dich an den Galgen gehängt, bald schmeissen sie dich auf den Damm.» Und Döblin? An der Endstation seines Weges angelangt? Er hatte keine Antworten, auch für sich selbst nicht – trotz seiner religiösen Konversion. «Ein Mensch hat es leichter als eine Stadt, sich zu ändern, ein Mensch kann leben bleiben, eine Stadt stürzt ein. Bin ich ein verlorener Sohn, der nicht zurückkehren will?» ♦

Wolfgang Marx,
geboren 1943, studierte
Psychologie in Kiel und
München. Nach der
Diplomprüfung war er
zunächst als Verwalter
einer Assistentenstelle,
nach der Promotion als
wissenschaftlicher Assis-
tent im Institut für
Psychologie der Ludwig-
Maximilians-Universität
in München tätig. 1978
erfolgte seine Habilita-
tion. Von 1980 bis
1994 war er Professor
für Psychologie an die-
sem Institut. Seit 1994
ist er Ordinarius für
Allgemeine Psychologie
an der Universität
Zürich.

EINE KINDHEITSERINNERUNG DES ADALBERT STIFTER

In seiner Erzählung «Granit», die den Geschichtenzzyklus «Bunte Steine» einleitet, verknüpft Stifter die Rahmenhandlung einer Kindheitserinnerung seines Icherzählers mit einer Binnengeschichte, die von den Schrecken einer grossen Pestepidemie erzählt. Obwohl die Idylle der heilen Kindheitswelt jäh in einer traumatischen Erfahrung endet, eine harsche Bestrafung durch die Mutter führt diese «fürchterliche Wendung der Dinge» herbei, sah bereits die zeitgenössische Kritik ein ärgerliches Missverhältnis in einer solchen Verbindung biedermeierlicher Genrebilder mit Szenen des Massensterbens eines ganzen Volkes. Julian Schmidt kritisierte es als einen «logischen und ästhetischen Missgriff», dass beides mit der gleichen distanzierten Feierlichkeit abgehandelt werde; und noch in neuerer Zeit hat ein anderer Schmidt Stifter aus ähnlichen Gründen einen «sanften Unmenschen» gescholten. Im Folgenden sollen einige Überlegungen angestellt werden, die eine Verknüpfung der beiden Erzählstränge nicht gar so unverhältnismässig erscheinen lassen könnten.

Unter dem Titel «Mein Leben» verfasste Adalbert Stifter im Oktober des Jahres 1867, also kurz vor seinem Tode, einen unvollendet gebliebenen Text, der in der Stifterforschung als «autobiographisches Fragment» diskutiert wird. In diesem Text finden sich einige bemerkenswerte Erinnerungen an die frühe Kindheit, also an den Abschnitt des Lebens, den unser Gedächtnis nur mühsam und sporadisch zu rekonstruieren vermag. Stifter versucht in seinen Aufzeichnungen nicht weniger als jene allererste Zeit zu beschwören, in der ein sich seiner selbst bewusstes Ich sich noch gar nicht herausgebildet hat. Lange bevor Freud das «ozeanische Gefühl» der noch symbiotischen Einheit von Kind, Mutter und Umwelt beschwore, hatte Stifter es schon beschrieben, hatte jene allerersten noch nicht individualisierten Empfindungen verblüffend einfach formuliert: «Es waren dunkle Flecke in mir. Die Erinnerung sagte mir später, dass es Wälder gewesen sind, die ausserhalb mir waren.» (S. 178) Das war lange noch vor der Trennung von Himmel und Erde.

Später tauchte «Mam» auf und mit ihr nach und nach die Aussenwelt mit ihren vielfältigen Gestalten. Parallel dazu verläuft die Herausbildung des Ich, und es entwickelt sich das Bewusstsein, ein von dieser Aussenwelt unwiderruflich getrenntes

Wesen zu sein. Dieses Getrenntwerden von einem nährenden und schützenden Medium, dieses Herausmüssen aus der symbiotischen Geborgenheit bedeutet Vertreibung aus dem Paradies. Das macht Ichwerdung zu einem immer auch schmerzlichen Prozess. Bei Stifter hat er traumatische Formen angenommen; und diese traumatische Erfahrung steht im Zentrum des autobiographischen Fragments.

Es muss etwas Schlimmes passiert sein, von dem in der Erinnerung nur noch ein Klingen auffindbar ist, Verwirrung, Schmerzen an den Händen, Blut und dieses Gefühl des Entsetzlichen, Zugrundederichtenden. Die Mutter verbindet das Kind; und es empfindet grosse Erleichterung, danach mit ihr und der Grossmutter im Garten zu stehen. Sein Versuch, die «normale» Kommunikation wiederaufzunehmen, wird jedoch von der Grossmutter schroff zurückgewiesen: «Mit einem Kna-
ben, der die Fenster zerschlagen hat, redet man nicht.» (S. 179)

Erst an dieser Stelle wird dem Leser (und offensichtlich auch dem Kind) klar, was eigentlich passiert ist. Dass es in dieser Situation ausdrücklich darauf hingewiesen wird, Subjekt einer nicht gebilligten Handlung gewesen zu sein, ist übrigens keineswegs so trivial, wie das dem Erwachsenen scheinen mag. Es gibt näm-

lich in der fröhkindlichen Entwicklung eine Phase, in der das Kind seine Handlungsimpulse noch nicht sicher als von ihm selber ausgehend erlebt. Wir alle müssen tatsächlich erst lernen, uns selbst als Verursacher unserer Handlungen zu begreifen. Bei diesem Lernprozess spielen Attribuierungsangebote aus dem sozialen Umfeld eine wichtige Rolle. In diesem Falle ist es die Grossmutter, die das Kind darauf hinweist, Täter einer Tat gewesen zu sein und die ihm bei der Gelegenheit auch gleich den Tarif erklärt. Das ist für das Kind eine harte und auch hart zu begreifende Lektion: «*Ich verstand zwar den Zusammenhang nicht, aber das Ausserordentliche, das eben von mir gewichen war, kam sogleich wieder, die Mutter sprach wirklich kein Wort, und ich erinnere mich, dass ein ganz Ungeheures auf meiner Seele lag.*» (S. 179)

Ein grosses Wort, das manchem überzogen erscheinen mag; denn wir neigen dazu, die angeblich kleinen Sorgen der Kinder zu bagatellisieren, obwohl wir es spätestens seit Freud besser wissen könnten, besser wissen müssten. Nie wieder wird die namenlose Angst so gross sein, nie wieder die Hilflosigkeit und das Ausgeliefertsein so drückend wie in diesen ersten Jahren unseres Lebens. Für das Kind ist ein so tiefgehendes Zerwürfnis mit der Mutter eine Bedrohung, die buchstäblich seine Existenz in Frage stellt. Eine solche Katastrophe kann die kleine Welt des Kindes tiefer und dauerhafter erschüttern als eine Epidemie oder ein Krieg die grosse Welt der Erwachsenen.

Stifter jedenfalls hat an diesem Trauma sein Leben lang getragen. Immer wieder ist in seinem Werk von einem Ausserordentlichen und Ungeheuren die Rede und von der Bedrohung, die davon ausgeht. Es wird beschworen anlässlich der Beschreibung einer Sonnenfinsternis, die in der «Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode» erschien, es klingt an in der Schilderung des grossen Eisfalls in der «Mappe meines Urgrossvaters», es wird drückend spürbar im autobiographischen Erlebnisbericht «Aus dem bairischen Walde», in dessen Zentrum ein gewaltiger Schneesturm steht, der ihn tagelang in seinem Kurort festhält, da alle Wege unpassierbar geworden sind. In dieser Schrift, die wie das autobiographische Fragment aus dem

*Wir alle müssen
tatsächlich
erst lernen,
uns selbst als
Verursacher
unserer
Handlungen zu
begreifen.*

Von «Erlebnisstationen»
in Staunen versetzt...
NZZ, Folio Nr. 10,
Oktober 2000.
Photo: Mike Frei, Zürich.



Todesjahr stammt und erst postum veröffentlicht wurde, wird der Übergang von psychischem Leiden zu körperlichen Symptomen besonders eindringlich dargestellt.

Meine Vermutung geht nun dahin, dass Stifters «*Neigung zum Exzessiven, Elementarischen, Katastrophalen, Pathologischen*», von der Thomas Mann in einer vielzitierten Bemerkung gesprochen hat, dass diese fatale Neigung ihren Ursprung haben könnte in jenem traumatischen Kindheitserlebnis, das ihn bis an das Ende seines Lebens nicht losgelassen hat. Noch in seinen letzten Tagen hat er versucht, diese Erfahrung beschreibend zu bewältigen; und es entbehrt nicht einer gewissen tragischen Ironie, dass dieses Textfragment den so vieles einschliessenden Titel «*Mein Leben*» trägt. Tatsächlich, so scheint es mir, geht von dem dort beschriebenen Vorkommnis ein Riss aus, der sein ganzes Leben durchzieht.

Abschliessend möchte ich noch einmal auf die Erzählung «*Granit*» zurückkommen und auf die augenfälligen Parallelen zwischen den Kindheitserinnerungen des Icherädlers und denen Adalbert Stifters. In beiden Fällen geht es um eine (von diesem zunächst gar nicht als solche verstandene) Verfehlung des Kindes, geht es um Schmerz, Gewalt, Schuld und um den Zorn einer Mutter, die dem Kind nicht nur ihre Liebe entzieht, sondern darüber hinaus jegliche Kommunikation verweigert. Die traumatisierende Wirkung dieser Erfahrung wird in der Erzählung, wenn auch zunächst umständlich mäandernd, am Ende doch auf den Punkt gebracht: «*Ich war, obwohl es mir schon von Anfang bei der Sache immer nicht so ganz vollkommen geheuer gewesen war, doch über diese fürchterliche Wendung der Dinge, und weil ich mit meiner theuersten Verwandten dieser Erde in dieses Zerwürfnis gerathen war, gleichsam vernichtet.*» (S. 27)

Das selbst aus der Distanz von mehreren Jahrzehnten nur zögerlich festgeschrie-

.....

*Für das Kind
ist ein so
tiefgehendes
Zerwürfnis mit
der Mutter
eine Bedrohung,
die buchstäblich
seine Existenz
in Frage stellt.*

.....

Literatur:

- Thomas Mann, Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans, in: Gesammelte Werke in 13 Bänden, Frankfurt a.M. 1960, S. 237 f.
- Isolde Schiffermüller, Buchstäblichkeit und Bildlichkeit bei Adalbert Stifter: dekonstruktive Lektüren, Bozen 1996.
- Arno Schmidt, Dya Na Sore, Gespräche in einer Bibliothek, Karlsruhe 1958, S. 194.
- Julian Schmidt, in: «Grenzboten», zit. in: Moriz Enzinger, Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit. Festgabe zum 29. Jänner 1968, Wien 1968, S. 175.
- Adalbert Stifter, Mein Leben, in: Sämtliche Werke, Bd. 25, hrsg. von Klaus Zelewitz, Hildesheim 1979, S. 176–182.
- Adalbert Stifter, Die Sonneninsternis am 8. Juli 1842, in: Sämtliche Werke, Bd. 15, hrsg. von Gustav Wilhelm, Reichenberg 1935, S. 5–16.
- Adalbert Stifter, Aus dem bairischen Walde, in: Die katholische Welt, hrsg. von Leo Tepe, Jg. 3, (1868).
- Adalbert Stifter, Granit, in: Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978 ff., Bd. 2, 2, S. 21–60.
- Adalbert Stifter, Die Mappe meines Urgrossvaters, hrsg. von Alois Hofmann, Leipzig 1988.

bene Fazit «*Ich war (...) vernichtet*» unterstreicht die These, dass es dem Autor weder beim autobiographischen Fragment, noch bei der Erzählung «*Granit*» um das liebevolle Ausmalen biedermeierlicher Genrebildchen zu tun war, sondern buchstäblich um seine eigene Existenz. Dass dieses Trauma in so viel Wortwatte verpackt wird, sollte nicht darüber hinweg täuschen, wie tief und wie folgenreich für Stifters Leben und Schreiben es tatsächlich gewesen ist. Erst in neuester Zeit hat Isolde Schiffermüller die Traumatisiertheit dieses Schreibens thematisiert und zum Gegenstand einer umfassenden Studie gemacht, bei der es freilich nicht nur um die Deutung inhaltlicher Motive geht, sondern auch um vielfach kritisierte Stileigentümlichkeiten Stifters wie beispielsweise die merkwürdig dominante Rolle, die das Unwort «*Ding*» in seiner Prosa spielt; aber das alles steht bereits auf anderen Blättern. ♦

«Im zwanzigsten Jahrhundert und vollends in seinen letzten Jahrzehnten sind die langfristigen Folgen der voraufgegangenen Erfindungen zusammengetroffen und durch weitere Erfindungen beantwortet worden, die sich ihrerseits nach dem gleichen Muster richten: genaue Zweckerfüllung und diffuse, ausserhalb davon liegende Folgen.»

Aus: Hartmut von Hentig, Der technischen Zivilisation gewachsen bleiben, Beltz Taschenbuch, Bonn 2001, S. 61.

Klaus Hübner,
geboren 1953 in
Landshut, Dr. phil.,
lebt als freiberuf-
licher Publizist und
Redakteur der Zeit-
schrift «Fachdienst
Germanistik» in
München.

WER IST SCHON EIN HELD?

Christoph Braendles Romanbiographie über Fritz Molden

Der 1953 in der Schweiz geborene und seit 1987 meist in Wien lebende *Christoph Braendle* ist ein ungewöhnlich vielseitiger Autor. Er schreibt Theaterstücke und Erzählungen, Essays und Reportagen, er verfasst auch glänzende Reiseprosa, und nun überrascht er seine Lesergemeinde mit einem längeren Text, der mit einem echten Leben und den Erinnerungen daran spielt und den er «Romanbiographie» nennt. Das ist *per se* ein mehr als heikles Genre. «Ich warne ausdrücklich davor, die in diesem Buch genannten Ereignisse unkritisch und ohne Überprüfung als Tatsachen zu werten», schreibt der Autor denn auch in seinem kurzen Nachwort. Ausserdem heisst der Mann, um den sich alles dreht, auch noch *Fritz Molden*, eine Institution weit über Wien hinaus und eine lebendige Legende nicht nur in Österreich. Als ob dies alles zusammen nicht schon genug wäre, trägt das Buch den Untertitel «Ein österreichischer Held», ohne Fragezeichen wohlgeremt, und auf seinen letzten fünf Seiten liest man nicht ohne Staunen «Anmerkungen von Fritz Molden zu Christoph Braendles Romanbiographie». Diese Anmerkungen sollen, so möchte es der reale Fritz Molden, dem Leser «als Entscheidungshilfe im Wettstreit zwischen Biographie, romanhafter Phantasie, kritischer Meinung des Autors und meiner eigenen Wahrnehmung bzw. Überzeugung dienen». Verwirrend? Skurril! Was ist denn das für ein merkwürdiges Werk? Literatur? Ohne Zweifel – das ist bei diesem Autor gar nicht anders möglich. Ein Roman? Man kann es so nennen, aber man darf auch von einer längeren Erzählung sprechen. Ein Sachbuch? Gewiss auch, und zwar ein hervorragendes zur Landeskunde der Republik Österreich. Eine Biographie? Eigentlich nicht, denn Historiker können ihr nicht trauen – aber irgendwie doch, denn erzählt wird in der Hauptsache das Leben einer historisch gewordenen und immer noch weiter werdenden Person der Zeitgeschichte. Wohin also mit diesem Buch? Genau in dieser Frage übrigens liegt auch

eine gewisse Gefahr verborgen – die nämlich, dass Braendle einmal mehr durch die herkömmlichen Raster des Literaturbetriebs und der Feuilletons fallen könnte; und auch durch die der politischen Lager, zumal in Österreich: den Konservativen zu kritisch, den Linken zu eigensinnig. Das aber hätte er nicht verdient, und sein jüngstes Buch erst recht nicht.

«Der Mann ist alt, traurig und von der Erschöpfung grau im Gesicht. Er hat geredet. Einen Tag und eine Nacht lang hat er pausenlos geredet und mir die lange Geschichte eines langen Lebens erzählt, das voll der Höhepunkte und Freuden war. Jetzt ist die Kraft verbraucht.» Mit diesen Sätzen beginnt Braendles Buch, und weil es ein Roman sein soll, taucht gleich ein «Arbeitgeber» des fiktiven Ichs auf, der einen Bildband namens «Helden des 20. Jahrhunderts» plane und jenem Ich-Erzähler befohlen habe, nach Wien zu fahren und diesen Fritz Molden zu besuchen. Was tut der Erzähler? «Ich höre den Geschichten zu, ich mache Notizen, frage nach und masse mir trotzdem nicht an, ein Urteil zu fällen, weil es einen unzulässigen Eingriff in die Bewertungen meines Arbeitgebers bedeutete, und weil ich dafür bekannt bin, dass meine Meinung hin und her schwankt wie Schilf im Wind. Ich muss anfügen, dass ich Schweizer bin. Für einen Schweizer ist dieses Schwanke typisch und wird im Allgemeinen nicht verachtet, sondern im Gegenteil hoch geschätzt als Unabhängigkeit und als neutraler Sinn.» Der Erzähler also wird ein Protokoll verfassen, übrigens eines, das sich zunehmend von ihm emanzipiert und zu einer eigenen Instanz mausert, und erst der Leser – pardon, der Arbeitgeber – wird entscheiden, ob Fritz Molden das ist, «was man vermutet, nämlich ein österreichischer Held». Das klingt ein wenig kompliziert und sogar ein bisschen hölzern, und das ist es auch immer mal wieder, bei Passagen nämlich, in denen sich das Protokoll ein bisschen zu oft in die so spannende wie lehrreiche Geschichte des Helden einmischt. Man muss sich erst einmal gewöhnen an die Erzähl-Brüche, die Braendles



Fritz Molden

Konstruktion mit sich bringt. Aber keine Sorge – das gelingt zumindest dem literarisch erfahrenen Leser bald, und dafür wird er auch reichlich belohnt. Denn was hier erzählt wird, erreicht das Niveau der allerbesten Unterhaltungsliteratur und das der nachdenkenswertesten Essayistik zugleich. Es wird äusserst feinfühlig und scharfsinnig dargeboten, ist mit höchster sprachlicher Souveränität verdichtet – poetische Passagen fehlen nicht – und weist all die Eigenschaften auf, die auf die Werkstatt eines Könners schliessen lassen. Weil das so ist, liest man oft atemlos immer weiter und wird bisweilen schwindelig vor einer solchen Fülle von Lebensstoff. Und vor dem Ernst und der Tiefe vieler philosophischer Reflexionen über Ethik und Moral, die das Protokoll ihm abgewinnt. Das literarische Können ihres Autors also macht diese Romanbiographie zum Ereignis – übrigens auch für Leser,

die mit dem Namen Molden bisher nur wenig anfangen konnten.

Fritz Molden wird im April 1924 in Wien geboren und wächst im 19. Bezirk auf, im vornehmen Döbling. Er wächst hinein in eine «*wilde Epoche*», die «*Stoff für manchen Roman*» böte, heißt es in einer der vielen Protokoll-Reflexionen, die den prallen Stoff ordnen und zusammenfassen. Von dieser Epoche – von der Mitte der Zwanzigerjahre bis zu Hitlers Einmarsch in Österreich – und vom wertkonservativen Döblinger Milieu, in dem weder die einstige Grösse des Habsburger Imperiums noch dessen letzter Kaiser ganz vergessen sind, erzählt die Romanbiographie spannend und anschaulich. Im Zentrum steht naturgemäss der junge Held – und seine Familie. Der Vater ist ein bekannter Journalist und einflussreicher Redakteur, der die landesweit bekannte Molden-Dynastie selbstbewusst verkörpert, die Mutter Paula ist eine vielgelesene Dichterin, und der Bruder Otto wird schon als Gymnasiast zum aktiven Nazi-Gegner. «*Die Molden waren im Kaiserreich das Sprachrohr der Macht. Sie waren in der Republik das Sprachrohr und im Ständestaat. Dafür verlangen die Nazis einen Preis. Papa wird Österreich verlassen müssen. Otto ist schon jetzt in ernster Gefahr.*» Bald tobtt der Krieg, und die Brüder, zu jungen Männern herangewachsen, sind plötzlich bei der Wehrmacht. «*Fritz ist zeit seines Kriegseintritts durch eine Hochschaubahn der Gefühle gerast, die ihn von den östlichen Sümpfen über Paris und Berlin an die Front trug und von dort stracks in die Vogelfreiheit hinein.*» Denn Fritz schleicht sich aus seiner in Italien stationierten Einheit, was nicht ohne Gefahren und Abenteuer von sich geht, und rettet sich vorerst in die Schweiz – um sich dort zu fragen, ob es einen österreichischen Widerstand gegen Hitler gibt und was er, Fritz Molden, dafür tun kann. Und dass er sich dann dazu entschliesst, unter grössten Gefahren von Zürich nach Wien zu gehen, um den dortigen Widerstand zu organisieren und seine Pläne für ein Österreich nach Hitler voranzutreiben, wird zum «*Grundstein seines künftigen Rufes (...) als Held, weil er handelt, und als österreichischer Held, weil er den Teufel besiegt*». Der Krieg geht zu Ende, die Zeiten sind hart und hoch politisiert – doch Fritz ist nun einmal kein Realpolitiker. Er ist zu

ungeduldig, zu wenig ausdauernd, zu undiszipliniert, ein bald als gefragter Zeitungs-Reporter arbeitender Abenteurer-Typ, der für die Befreiung des Landes mehr getan hat als alle nun plötzlich auftauchenden Realpolitiker zusammen. «*Wo Fritz verkehrt, da ist Prominenz. Fritz redet und diskutiert und erzählt und belehrt und merkt doch, dass irgendetwas mit ihm nicht richtig ist. Er reist hektisch und säuft und hurt und prahlt und spielt, wie nur der Fritz es kann. Es hilft alles nichts. Ihm ist fad.*» Er meint, dass die Sowjets sein Wien, womöglich das ganze Österreich, am liebsten zur Diktatur umgestaltet sähen, und dass die grösste Gefahr dabei von der KPÖ ausgehe. Jetzt geht es also gegen die Kommunisten, und Fritz, der inzwischen über ein «*Pressehaus*» verfügt, ist der kälteste aller Kalten Krieger. Doch dieser zeittypische Konservative, der sich gern auf die angeblich ewigen Werte des christlichen Abendlandes beruft, ist so zeittypisch nun auch wieder nicht: ein massloser Genussmensch ist er, eine Ausnahmeherscheinung, ein Siegertyp, geschäftig, erfolgshungrig, ehrgeizig.

Noch mehr Ruhm erwirbt sich der allmählich nicht mehr ganz junge Molden weniger als Sünder wider die von ihm selbst unablässig propagierten christlichen Tugenden, sondern als Geschäftsmann mit weltanschaulicher Mission, vor allem als erfolgreicher und mächtiger Buchverleger – erst kürzlich, anlässlich des Todes von Hildegard Knef, erinnerte er sich öffentlich an deren Erfolgsbuch «*Der geschenkte Gaul*», das natürlich bei Molden erschienen war. Wie viele seiner Zeitgenossen übersieht er den «*kulturellen Paradigmenwechsel*» der Jahre um 1968 und bekämpft diejenigen, «*die er instinktiv als antireligiös empfindet*». Doch der Zeitgeschmack wandelt sich, und er geht weg von den Molden-Büchern und weg von Gestalten wie Fritz Molden. Die «*Sturmwolken*» kommen näher, die «*Haarrisse*» häufen sich – von nun an, um Hildegard Knef zu paraphrasieren, ging's bergab. Braendles Held

*Braendles Held
„merkt nicht, in welchen Abgrund er mit Vollgas rast“, und so nimmt die Katastrophe ihren Lauf und macht Fritz Molden von einem sehr reichen zu einem sehr armen Mann. Doch sogar als Hauptfigur einer der grössten Verlagspleiten der letzten Jahrzehnte bleibt er im Bewusstsein vieler Österreicher der charmante Tausendsassa aus dem offenbar unsterblichen Arsenal der typischen Wiener Originale, denen man einfach nicht wirklich böse sein kann. Allerdings macht ihm doch zu schaffen, dass viele Jüngere Österreich als Täter- und nicht nur als Opferland zu sehen beginnen – denn dadurch gerät seine Lebensleistung als anti-totalitaristischer Kämpfer in die Gefahr des Uminterpretiert- oder gar Vergessenwerdens.*

Hier übrigens haben wir auch den Kern der politischen Brisanz des neuen Braendle-Buches im heutigen Österreich, zu welcher der Autor vor allem im sechsten Kapitel mit seinen autonomen und eignissinnigen Kommentaren zur Lage im Schüssel-Haider-Land manches beiträgt. Wie immer man seine bedächtig-abwägenden Situationsbewertungen beurteilt – am Ende dieser Romanbiographie ist das durch den Konkurs angeknackste Ich des Helden wieder einigermassen intakt, und Fritz Molden erscheint dem Autor wie dem Leser als ein fast weiser alter Mann, dem der Respekt schwerlich zu versagen ist. «*Besuchen Sie mich alsdann, und an Unterhaltung soll es Ihnen gewiss nicht fehlen*», sagt er am Schluss – und dass Braendle für diesen Schluss eben dieses Zitat gewählt hat, ist ein gelungener, weil in vielerlei Hinsicht passender Griff in die Trickkiste. Denn diese Worte stehen auch im letzten Absatz eines Buches, dessen Affinitäten zu Christoph Braendles brillantem neuen Werk das Thema einer germanistischen Magisterarbeit sein könnten. Es heisst: «*Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen*». War der eigentlich ein Held? ♦

Christoph Braendle,
Fritz Molden – Ein österreichischer Held.
Romanbiographie, Styria
Verlag Graz/Wien/Köln
2001, 207 Seiten, SFr.
41.80 (€ 22,90).